Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 21

Artikel: Schöne Tage in Griechenland

Autor: G.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641265

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

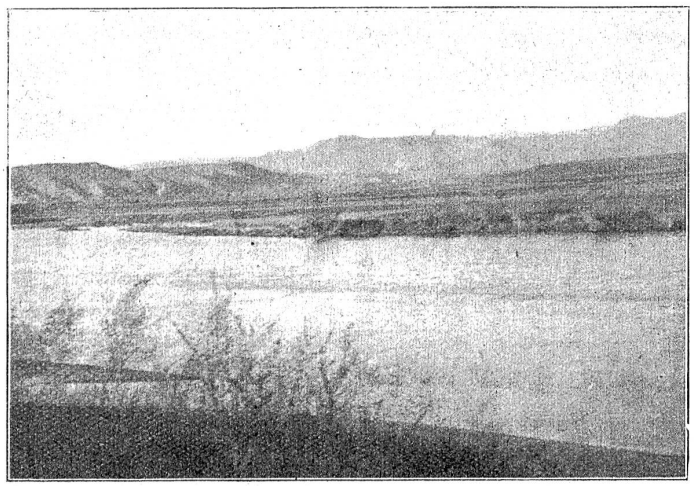
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wardartal zwischen Köprülü und Gewgeli.

Hände und rief: „Warum? Weil ich mich verlobt habe und unmenschlich glücklich bin, darum."

Die Ueberraschung war ihr vollkommen gelungen. Alle starrten sie an, und niemand wußte, mit welcher Frage er beginnen sollte. Endlich riefen wieder alle zusammen: „Mit wem denn?"

„Mit François — hört ihr, daß er heißt wie der Vater — mit François Léon Dupont, Docteur en Médecine, Marseille."

„Bewahre", rief Onkel Daniel, „das geht ja wie am Schnürchen. Ich gratuliere, kleine Doktorin. Und wo..."

„Bei uns daheim, in unserm eigenen, lieben herrlichen Haus habe ich ihn kennengelernt, er gehört doch zur Bourbaki-Armee und wohnt bei uns", rief die kleine Hellseherin, die des Onkels Frage erraten, ehe er sie ausgesprochen. „Und seine Eltern kommen bald, um mich kennenzulernen, sowie der Krieg zu Ende ist — Gott, wie kann ein Krieg so lange dauern — und Léon kann gleich heiraten, wenn Mamma es erlaubt, und ich komme nach Marseille, wo man um Weihnachten herum schon Blumenkohl hat, so hoch!" Sie bückte sich, um anzudeuten, wie groß der Blumenkohl in Marseille um Weihnachten schon sei. „Gratuliert mir doch! Wünscht mir doch Glück, damit ich einen ganzen Berg davon bekomme. So hoch ist er schon." Und nun hob sie sich auf die Fußspitzen und deutete mit der Hand weit über ihren Kopf und ließ sich endlich von Tante Meieli abfangen und küssen und dann von Tante Ursula bei den Schultern nehmen, die ihr sagte, daß sie noch reichlich kindisch sei für eine Doktorsfrau, und ließ Onkel Jakob ihre Wangen tätscheln und sich von Onkel Daniel ein Hochzeitsgeschenk versprechen, trotzdem. Damit meinte er den Familienzwist. Ach, was ging der Anni an? Was ging die ganze Welt sie an. Nichts, nichts, nichts! Für sie gab es nur einen François Léon und sonst niemanden auf Erden.

(Fortsetzung folgt.)

Schöne Tage in Griechenland.

Von G. V.

I.

Die letzten Märztage führten 150 schweizerische Lehrer und Lehrerinnen aller Schulstufen und etliche Zugewandte nach dem mit Sehnsucht erwarteten Hellas. Unterwegs wurde Wien ein Besuch abgestattet. Ganz nach amerikanischer Art rasten wir im Auto in der Weltstadt herum, den Führer stehend und gestikulierend unter uns, und so haben wir in zwei Stunden alles gesehen, vom Wurstel-Prater bis zum Schloß Schönbrunn! Dann durften wir weiterfahren und fanden nachts eine gute Mahlzeit mit einem feinen Tropfen und Nachtlager im Hotel Royal im schönen Budapest, das uns besonders gut gefiel.

Die Pußta.

Die Fahrt durch die Pußta am andern Tag war ein Ereignis. Mit welcher Freude weidete sich das Auge an der unendlich scheinenden Ebene. Man kann die Landschaft fast nicht genug in sich aufsaugen und empfindet ein Wonnegefühl. Welche Anziehung, obwohl die aus Lehm gebauten, weißgetünchten, mit Stroh, Schilf oder Ziegeln gedeckten, niedern, einstöckigen, aus etlichen Hütten bestehenden Gehöfte ziemlich gleichmäßig über die Ebene gesät sind. Alle Vertiefungen liegen unter Wasser, und so entstehen kleine und größere seichte Seen, die im Sommer zur Großzahl austrocknen. Viel Wassergeflügel treibt sich auf diesen herum. Papa Storch, der Gast unserer vor Jahrzehnten noch nicht entsumpften Ebenen, ist zahlreich vertreten, was einem besonders findigen Mitfahrer die Kinderscharen in der Pußta erklärlich machte. Meister Aldebar läßt sich vom heranbrausenden Zug nicht stören; er fühlt sich Herr in seinem Revier und baut auf Kirchen und spärlich vorkommenden Bäumen sein Nest. Ueberall um die Hütten tummelt sich das emsige Volk der Hühner, begleitet von Enten, Gänsen und Truthühnern. Gelegentlich taucht ein Vierräderkarren auf, von Ungarpferden gezogen, die galoppierend ihr Ziel erreichen. Schafherden mit hüpfenden Lämmchen, von Hirten in weißen Schaffellen gehütet, und Trupps unglaublich stark behaarter Schweine, von weitem wie Schafe anzusehen, sind häufig unsere Begleiter.

In der Pußta gibt es keine bekiesten Straßen und selten Aecker. Alles ist Weidland. Nicht umsonst tragen die Töchter elegante, bis zu den Knien reichende Stiefel. Zur Zeit der Schneeschmelze und starken Regens leisten diese gute Dienste.

Nach und nach verändert sich das Aussehen der Landschaft. In Maria Theresiopol, der ersten jugoslavischen Station, gibt es einen längeren Halt. Die Stadt, etwas abseits der Bahnlinie, ist von Obstbäumen und Reben umgeben, und bald führt der Zug durch ein Getreideland, soweit das Auge sieht. Wir sind im heißumstrittenen, fruchtbaren, ehemals ungarischen Gebiet. Gewaltige Stroh- und Maishaufen kennzeichnen die Ebene. Stiere im Joch, aber auch Traktoren ziehen den Pflug durch den leichten Boden für die Frühlingssaaten: Mais, Hafer und Gerste.

Morawa- und Wardartal.

Morgen des 31. März. Von drei sich folgenden Nächten sind zwei im gutbesetzten Coupé II. Klasse durchschlafen. 5¼ Uhr stehen viele Reisegefährten an den offenen Wagenfenstern und bewundern das obere breite Morawatal mit den zahlreichen, in blühende Zwetschgenbäume gehüllten, aus Lehmhütten bestehenden Dörfchen. Ein kleiner Vorraum, von zwei Säulen getragen, schmückt den Eingang der einstöckigen Wohnstätten, gedeckt mit Schilf oder runden Ziegeln, wie sie schon die Römer verwendeten. Die fleißigen Bewohner arbeiten auf den Feldern, die Füße mit Leinwand umwickelt. Diese Fußbekleidung ist auch in Nisch und Uesküb zu sehen. Nur besser Situierte tragen Schuhe, viele, auch Frauen, gehen barfuß. Auch die Kleider sehen vielfach sehr mitgenommen aus. Stiere im Joch, kleine Pferde und Esel ziehen die Holzpflüge, wie sie bei uns vor mehr als 50 Jahren gebräuchlich waren. Der fürchterliche Krieg hat die Leute arm gemacht. Zerstörte Eisenbahn-

und Straßenbrücken, Bahnhöfe, Häuser und Stacheldrahtzäune erinnern im Wardartal an seine Schrecken, auch etwa ein Soldatenfriedhof. Ein von den Deutschen gebohrter Straßentunnel trägt über seinem Eingang noch heute die Aufschrift: Makensen. Zertrümmerte und verrostete Lokomotiven und Eisenbahnwagen stehen in großer Zahl trostlos auf einsamen, zum Teil von der Hauptlinie entfernten Geleisen.

Köprülü am linken Uferhang südlich von Uesküp mit seinen Holzgittern vor den Fenstern aus türkischer Zeit, erinnert an eine tibetanische Ortschaft und an das ehemals traurige Los der Frauen. Hier ist das Wardartal stundenweit eng und romantisch mit steilen, kahlen, zum Teil an den Fluß heranreichenden Berghängen. Viele Landleute, die Frauen in farbigen, einheitlichen Trachten, alle auf Eselchen reitend, erinnern an den heutigen Markttag in Uesküp.

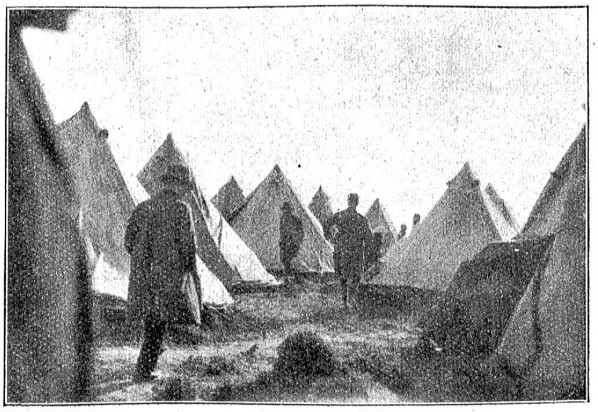
Saloniki.

Ein großer Teil dieser Stadt ist vor wenigen Jahren abgebrannt. Nun herrscht in diesem Quatier gegen das Meer hin eine gewaltige Bautätigkeit. Ganze moderne Straßenzüge sind entstanden. Es wächst ein Stadtteil aus dem Boden mit internationalem Charakter. Das alte, unverfälschte Saloniki liegt am Abhang gegen die Zitadelle hin, wo bis vor kurzem in primitiven Steinhütten viele Türken sich aufhielten, die griechischen Flüchtlingen Platz machen mußten. Die Tour blanche, der mächtige Festungsturm, liegt am blauen Meeresstrand und bietet von ihrer Zinne einen hübschen Anblick in den großen Hafen mit den vielen Segelschiffen, hinüber zum Wardardelta und nach der hügeligen Chalkidike.

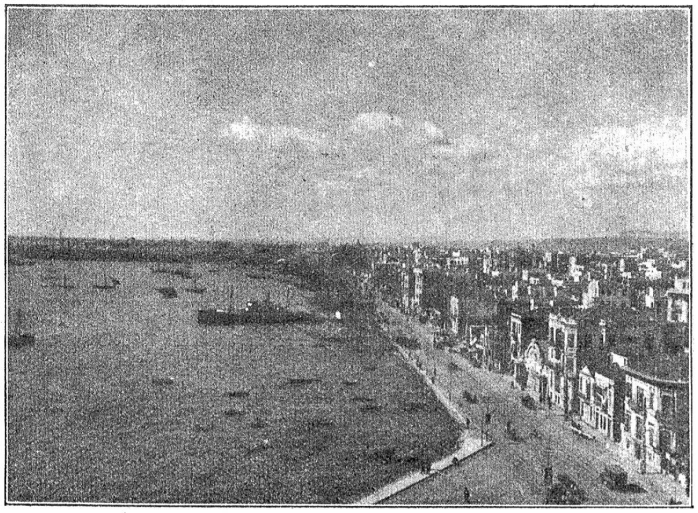
Eine Anzahl Minarets, die aus dem Häusermeer emporragen und einige Moscheen zieren, erinnern an die Türkenherrschaft. Die Moscheen werden, bis auf ganz wenige historisch und architektonisch wertvolle, von den Griechen niedergerissen. In Saloniki wohnen nur noch wenige Türken, wie uns einer der zwei uns begleitenden, liebenswürdigen Polizeioffiziere, der tadellos französisch sprach, mitteilte.

Die Flüchtlinge.

Nach dem Weltkrieg dauerte der Kampf zwischen Griechen und Türken noch längere Zeit weiter. Die Griechen dachten an die Wiederaufrichtung des byzantinischen Reiches und drangen über Smyrna weit hinaus nach Kleinasien ein, wurden dann aber entscheidend geschlagen. 1,300,000 in Kleinasien ansässige Griechen mußten zum Teil fluchtartig ihre bisherigen Wohnstätten verlassen und kamen als arme Flüchtlinge hilfesuchend in ihr Vaterland. Diesem erwuchsdaraus eine gewaltige Aufgabe. Ueberall im Land herum sieht man diese bedauernswerten Menschen. In der Nähe Salonikis sind viele in ehemaligen englischen Militärbaracken und Zelten untergebracht. Die meisten Holzhütten



Flüchtlingszelte bei Saloniki.



Saloniki mit Hafen.

sind in Zimmer eingeteilt; einer Familie steht ein Raum zur Verfügung. Andere Baracken, aus einem einzigen großen Raum bestehend, wurden von den Flüchtlingen mit gespannten Seilen und daran hängenden alten Teppichen, Tüchern und Säcken abgegrenzt. Auch da ein Raum einer Familie. Noch schlimmer ist das Los in den Zelten. Unsere Winterkälte und der viele Regen würden bei uns ihr Bewohnen unmöglich machen. Es gibt noch heute zahllose Familien, die darin seit längerer Zeit, bis zu zwei Jahren, hausen. Unvergeßlich bleibt die schwarzäugige, hübsche, junge Frau mit zwei kleinen Kindern und dem Säugling auf den Armen, den sie mit rührender Mutterliebe streichelt und liebkost. In ihrem Zelt gibt es weder Holz- noch Steinboden. Ein paar Säcke bedecken die nackte Erde; eine unglaublich primitive Lagerstatt ist erkenntlich und zwei drei Gegenstände, die den Namen Möbel nicht ertragen. Um das Zelt ist ein Graben aufgeworfen, um die Feuchtigkeit fern zu halten.

Anderwärts sind ganze Flüchtlingsdörfer entstanden, bestehend aus schmuck gebauten, kleinen, einfachen Häuschen. In Byronia bei Saloniki, so genannt zu Ehren Byrons, fehlt auch das gutbestuhlte, mit Baderäumen versehene Schulhaus nicht. Die Flüchtlinge werden auch ins Innere des Landes abgeschoben, wo sich noch viel Land zur Urbarisierung, jedoch unter großen Anstrengungen, vorfindet. Solche Kolonien trifft man auf dem Wege nach Marathon. Die gut gewachsenen und zum Erstaunen gut gegenährten Kinder machen einen ausgezeichneten Eindruck. Die Großzahl ihrer Eltern verlebte einmal als Kaufleute bessere Tage. (Schluß folgt.)

Der Träumer.

Er träumt. —
Rings um ihn her wimmelt die Menge,
Stößt sich ein Heer wild im Gedränge;
Menschen von Geist, tätige Leute,
Schaffen das Geld, leben für heute,
Sehen ihn nicht, sehen nur Leben,
Stetige Arbeit, eifriges Streben;
Schaffen mit Kraft, fiebernden Sinnen,
Kommen heran, eilen von hinnen,
Suchen das Glück, wollen es finden,
Müde im Geist, schaffen und schinden,
Finden es nicht. — — —
Er aber träumt, steht in der Mitte,
Kennet nicht Wunsch, kennet nicht Bitte;
Glücklich allein lernt er erkennen
Arbeit und Kampf, Sorgen und Rennen,
Achtet sie nicht; — denn er träumt.

Helmut Schilling.